

*Du hast das Wort,
Schätzchen!*

*100
charmante
Geschichten
rund um
die Sprache*



**Rita
Mielke**

DUDEN

Wann macht man »drei Kreuze«

UND WARUM HATTE DAS MIT KÜSSCHEN
FRÜHER WENIG ZU TUN?

Im Christentum hat die Dreizahl eine hohe Bedeutung. An die Dreifaltigkeit von Vater, Sohn und Heiligem Geist erinnern nach christlicher Überlieferung die drei kleinen Kreuzzeichen, die mit dem rechten Daumen auf Stirn, Mund und Herz gezeichnet werden und eine besondere Segensform darstellen. In viele magische und abergläubische Rituale haben die drei Kreuzzeichen Eingang gefunden, als Schutzzeichen vor besonderen Gefahren oder nach deren erfolgreicher Bewältigung gleichsam zum Dank. Auf diese Weise haben sie sich im Lauf der Jahrhunderte aus dem kirchlich-sakralen Raum heraus- und in den Alltag, auch den der Sprache, hineinbegeben. So konnte sich die Redensart »drei Kreuze machen« entwickeln, die immer dann gebraucht wird, wenn man etwas Leidiges hinter sich gebracht oder eine unangenehme Situation überstanden hat: »Wenn ich die Probezeit endlich absolviert habe, mache ich drei Kreuze.«

Aus Zeiten, in denen noch längst nicht alle Menschen des Schreibens mächtig waren, stammen die »drei Kreuzchen«, die die in der Antike gebräuchlichen Daumenabdrücke als »Unterschrift« ablösten. Eine eigenhändige Unterschrift bedeutete demgegenüber einen gewaltigen Fortschritt – nicht zuletzt,

weil sie allgemeine Schreibkompetenzen voraussetzte. Juristisch haben »drei Kreuze« unter einem offiziellen Dokument lediglich den Status eines »Handzeichens«: Sie besitzen damit keine Gültigkeit und bedürfen einer zusätzlichen notariellen Beglaubigung.

Völlig ohne notarielle Beglaubigung kommen dagegen die aus dem Amerikanischen kommenden und in modernen Kurznachrichten beliebten »X« aus: Sie stehen dort für »Küsse« und werden gern mit einem Kreis – »O« – komplettiert, der dann für eine herzliche Umarmung steht.



Wie wurde aus der Frau ein »Frauenzimmer«

UND WARUM IST FÜR SIE
IM HERRENZIMMER KEIN PLATZ?

Das klassische Herrenzimmer ist englisch möbliert, mit komfortablen Leder-Klubsesseln, einem kostbaren Persterteppich auf dem Boden, ein paar Jagdtrophäen an den Wänden. Was aussieht wie aus einem Roman von Jane Austen oder Charlotte Brontë, erfreut sich in gewissen gesellschaftlichen

Kreisen auch heute noch großer Beliebtheit. Es ist das Refugium der Männer, jener Raum, in den sie sich mit Kognak und Zigarre zurückziehen können, wenn sie einmal ungestört und ganz »unter sich« sein wollen.

Und die Frauenzimmer? Laufen auf zwei Beinen durchs ganze Haus – und sind heilfroh, dass die Zeiten, in denen ein Frauenzimmer tatsächlich noch ein Zimmer für die Frau meinte, schon lange vorbei sind. Das »vrouwenzimmer« bezeichnete im Spätmittelhochdeutschen die der adligen Herrin der Burg oder des Schlosses vorbehaltenen Gemächer. Von dieser räumlichen Beschreibung erfolgte dann ein Bedeutungswandel und eine Übertragung auf das weibliche Gefolge: die »vrouwe« und ihre »vrouwenzimmer«. Im nächsten Schritt dann war das »Frauenzimmer« nur noch eine einzelne Frau, über die eher abschätzig gedacht und geredet wurde.

Metonymie heißt der sprachwissenschaftliche Fachterminus für eine solche Bedeutungsverschiebung, die aus dem Bedürfnis zu erklären ist, Sprache bildhaft und anschaulich zu machen. Im Fall der »Frauenzimmer« wird ein Raum zur Bezeichnung für diejenigen, die darin leben oder arbeiten. Im Fall der »Kirche« beispielsweise wird der Begriff für das Gebäude zur Bezeichnung für die Glaubensgemeinschaft. Ähnlich auch das Beispiel des »Lehrstuhls«: Von dem Möbelstück ist hier die Übertragung auf die zu einem Hochschulinstitut gehörenden Professoren erfolgt – wobei sich darunter zuweilen durchaus auch »Frauenzimmer« finden lassen!



Woher kommen »Kohle«, »Knete«, »Kies«

UND WESHALB SOLL MAN ÜBER GELD
EIGENTLICH NICHT SPRECHEN?

Bei einer von der Gesellschaft für deutsche Sprache gestellten Preisaufgabe sollten vor einigen Jahren umschreibende Begriffe für das Wort Geld eingereicht werden. Mehr als 300 verschiedene Wörter kamen dabei zusammen, eine Reihe davon eher regional verortet, viele im Umgangssprachlichen beheimatet: Von »A« wie »Asche« bis »Z« wie »Zaster« reicht diese Liste, zu der auch »Flöhe«, »Kröten« und »Mäuse« ebenso wie »Kohle«, »Moneten«, »Piepen oder »Penunzen« gehören.

Viele dieser Begriffe haben ihren Ursprung im Hebräischen: »Moos« kommt von »ma'oth« (Kleingeld). »Pinkepinke« leitet sich von »pinka« (Geldbeutel) her. »Kies« hat seinen Ursprung im hebräischen »kis«. Kurios ist die volksetymologische Herleitung des Begriffs »Schotter« für Geld: Sie basiert auf der Vorstellung, dass »Kies« sich von dem Wort für eine von kleinen Steinen durchsetzte Sandmasse herleite. Dafür ist im Deutschen auch der Begriff »Schotter« gebräuchlich. Und so wurde aus dem Geld »Kies« und aus dem »Kies« »Schotter«. Im Fall von »Kohle« gilt eine Herleitung über die Redensart »der Schornstein muss rauchen« als wahrscheinlich.

Bleibt die Frage, weshalb es überhaupt eine solche Vielzahl von bildhaften Begriffen für »Geld« gibt. Hier hilft die Redens-

art »Über Geld spricht man nicht« weiter – und die Erinnerung daran, dass schon in der Bibel der »Mammon« einen schlechten Ruf hatte. Im Drama »Jedermann« tritt der »Mammon« personifiziert auf, ein Dämon, der die Menschen zum Schlechten verführt. Geld war zu allen Zeiten ein hoch emotional – und zumeist negativ – besetztes Thema. Wer es hatte, schwieg lieber, um nicht Neid und Missgunst zu wecken; wer keins hatte, schwieg auch, aus Scham. Wenn sich das Reden über Geld aber nicht vermeiden ließ, waren »Verkleidungen« von großem Vorteil: So kam das Geld zu seinen vielen Umschreibungen.



Woher stammen die »Kümmeltürken«

UND WAS HABEN DIE
HALLENSER STUDENTEN DAMIT ZU TUN?

*I*n Zeiten von Political Correctness ist es ein absolutes No-Go, jemanden, welcher Herkunft auch immer, als »Kümmeltürke« zu beschimpfen. Selbst in Berlin, wo entsprechende Vergleiche (»Der kann schuften wie ein Kümmeltürke«) durchaus positiv gemeint sind, lässt sich die im Wort enthal-

tene unterschwellige Diskriminierung nicht bestreiten. Aber zuweilen tun wir im Übereifer ja auch ein bisschen zu viel des Guten. Denn schon ein kurzer Blick in die Wortgeschichte würde uns belehren, dass die Heimat der »Kümmeltürken« keineswegs die Türkei ist, zumindest nicht jenes Land im Südosten Europas.

Vielmehr gab es Zeiten, in denen man hierzulande das Wort »Türkei« ähnlich wie heute »Walachei« als Synonym für eine besonders öde, trostlose Gegend verwendete. Rund um Halle lag eine solche »Türkei«, eine »Kümmel-Türkei«, denn dort lag ein Schwerpunkt der landwirtschaftlichen Produktion auf eben jenem Gewürz. Ende des 18. Jahrhunderts bildete sich der Ausdruck »Kümmeltürke« als Bezeichnung für Studenten aus, die aus dem Umland nach Halle an die Universität kamen. Es mag der ihren Kleidern anhaftende eindringliche Geruch gewesen sein, der zur Namensgebung führte. Überliefert ist auch, dass diese Studenten von ihren Familien mit allem versorgt wurden, was sie zum Leben benötigten – inklusive Kümmel, selbstverständlich. Diese Studenten galten als besonders fleißige Arbeiter – und erklären damit die positive Assoziation, die der »Kümmeltürke« bis heute im Berliner Jargon hat.

Gänzlich anderen Ursprung hat das Verb »türken« im Sinne von »etwas vortäuschen« oder »manipulieren«. Hier haben Sprachforscher viele mögliche Wurzeln freigelegt: Eine der ältesten reicht bis ins 16. Jahrhundert zurück, wo ein »turk« eine Art Pappkamerad war, der beim Militär zu (Schieß-)Übungszwecken eingesetzt wurde.



Was hat jemand, der eine »Macke« oder »Meise« hat,

UND WESHALB TUT DAS
IM ZWEIFEL NIEMANDEM WEH?

Wie gehen wir mit Menschen um, die anders sind? An dieser Frage – und den Antworten darauf – lässt sich eine Menge ablesen über den Zustand einer Gesellschaft, über ihre Toleranz, ihre (Selbst-)Reflexion, ihren Kleingeist oder ihre Souveränität. Dabei ist grundsätzlich zu klären, was denn Anderssein überhaupt bedeutet und was, im Gegenzug dazu, als »normal« deklariert wird. Hier gingen zu allen Zeiten, das hat die Geschichte der Menschheit nachhaltig demonstriert, die Vorstellungen und Anschauungen weit auseinander.

Ob jemand ganz oder ein bisschen verrückt ist, liebenswerte Ticks, wie wir heute sagen, oder anstrengende Marotten hat, dafür lassen sich haufenweise bildhaft umschreibende Wörter und Wendungen finden: Bei dem einen »piept es«; ein anderer hat »einen an der Waffel«, bei einer dritten ist »eine Schraube locker« oder sie hat einen »Vogel« und vielleicht sogar »einen Sprung in der Schüssel«. Wie viel freundlicher und liebenswürdiger klingt das im Zweifel, als von jemandem platt zu behaupten, er sei »verrückt«? Viele dieser bildhaften Ausdrücke sind selbsterklärend.

Die Redewendung, dass jemand eine Macke hat, lässt sich sprachgeschichtlich ins Jiddische zurückverfolgen: Dort waren

die »macken« Fehler oder Gebrechen – und so wurde das Wort auch weiterhin verwendet. Besonders kurios ist die Herleitung des Begriffs »eine Meise (unterm Pony) haben«. Hier artikuliert sich der uralte Volksglaube, nach dem bei geistesgestörten Menschen nistende Tiere im Kopf als Krankheitsauslöser vermutet wurden. Der gleichen Vorstellungswelt ist die Redensart



»bei dir piept's wohl« zuzuordnen. Und wenn wir im Eifer des Gefechts den Finger an die Stirn heben und jemandem »einen Vogel zeigen«, gehört auch diese Geste in denselben Kontext.



Woher kommt der Ausdruck »Missionarsstellung«

UND WARUM SIND MISSIONARE
GAR KEINE LANGWEILER?

Im Jahr 2012 veröffentlichte der Wiener Autor Wolf Haas seinen Roman »Verteidigung der Missionarsstellung«. Haas ist promovierter Linguist und lädt seine Leser zu raffiniert-vergnüglichen Feldforschungen im Reich der Sprache ein. Der Titel des Buches ist der Zeile eines zum Roman gehörenden Gedichts entnommen, das Bezug darauf nimmt, weshalb die herkömmlichste aller sexuellen Praktiken einen so schillernden Namen trägt. Wortgeschichte, so zeigt dieses Beispiel, kann durchaus auch erotisch sein – und amüsant gleichermaßen!

In den 1960er-Jahren – als Sexualität als öffentliches Thema erstmals aus der Tabuzone geholt wurde – tritt auch das Wort »Missionarsstellung« zum ersten Mal ins Licht der Öffentlichkeit, zunächst im englischsprachigen Raum, von dort aus aber mit Schallgeschwindigkeit in zahllosen anderen Sprachen. Und mit dem Wort erobert auch die Wortgeschichte die Welt: Deren Wurzeln reichen – angeblich – tief in ein exotisches Irgendwo zwischen Polynesien oder Melanesien zurück, wo lustfrohe und in abwechslungsreichen Beischlafvarianten geübte Wilde sich über die allzu »brave« Frau-unten-Mann-oben-Variante amüsieren, die ihnen von frommen Missionaren als gottgefällig angepriesen wird.

Woher stammt die Abkürzung »asap«

UND WARUM BENUTZEN CHEFS
SIE SO GERN?

Kurz vor Feierabend: Schnell noch den Rechner runterfahren. Und dann nichts wie weg. Da blinkt eine Mail aus der Chefetage auf dem Bildschirm auf. Betreffzeile: Erledigung asap! Und vorbei ist es mit dem pünktlichen Feierabend. Denn »asap« duldet keinen Aufschub. Nicht im Deutschen, wo die Abkürzung im Netzjargon populär geworden ist. Erst recht nicht im Englischen, woher sie ursprünglich stammt: Denn »asap« steht für »as soon as possible«, also: so schnell wie möglich, lieber noch: schnellstmöglich, »asapst« – wie ganz eilige Chefs sich gern ausdrücken.

Schriftliche Kommunikation hat sich in den Zeiten von SMS, Twitter und WhatsApp einer extremen Schlankeitskur unterzogen. Dünnbrüstig und zuweilen magersüchtig kommen Informationen und Botschaften daher. Längst vergessen sind die Zeiten, in denen auch ein kurzes Anschreiben noch mit »Sehr geehrter Herr ...« begann und mit einem »Mit freundlichen Grüßen Ihr ...« endete. Kommunikative Reduktion auf das Wesentliche ist heute angesagt. Dabei hilft nicht zuletzt ein umfangreiches Repertoire an Abkürzungen – von »GL« (good luck) über »gg« (großes Grinsen) oder »LOL« (laughing out loud) bis hin zu »hdl« (hab dich lieb) oder »hdgl« (hab dich ganz lieb).

»Asap« fügt sich da bestens ein, allerdings mit einem bedeutsamen Unterschied: Denn während die meisten Netzjargon-Abkürzungen erst jüngst im Umfeld digitaler Kommunikation entstanden sind, reichen die »asap«-Wurzeln viel weiter zurück, stammt die Abkürzung ursprünglich doch aus der Militärsprache der amerikanischen Streitkräfte. Und wer beim Lesen einer »asap«-Botschaft genau hinhört, spürt auch heute noch den zackig schneidigen Tonfall, mit dem die Nachricht daherkommt. Für den Chat mit der oder dem Liebsten ist diese Abkürzung in jedem Fall ungeeignet.



Wer hat sich das @-Zeichen ausgedacht

UND WIE KOMMT ES
INS MOMA IN NEW YORK?

Es ist der 22. März 2010: In einer Hausmitteilung gibt das Museum of Modern Art in New York bekannt, dass das @-Zeichen in die Sammlung des Hauses aufgenommen wurde. Was auf den ersten Blick wie eine eher belanglose Information aussieht, entpuppt sich bei genauer Betrachtung als kleine Sensation – für das @-Zeichen ebenso wie für das Museum of

Modern Art: Für das »a« mit Kringel bedeutet der prominente museale Ritterschlag den Glanzpunkt einer Karriere, die das Schriftzeichen innerhalb weniger Jahrzehnte zur »Ikone« des Computerzeitalters aufsteigen ließ. Für das New Yorker Museum wiederum ist es eine Premiere mit weitreichender Konsequenz, da zum ersten Mal ein Symbol in die Designsammlung aufgenommen wird, das nicht physikalisch zu »haben« und nicht käuflich zu »erwerben« ist, weil es »allen und niemandem« gehört.

Das @-Zeichen in der MoMA-Sammlung ist verbunden mit dem Namen des amerikanischen Softwareingenieurs Ray Tomlinson, der 1971 das erste E-Mail-Programm der Welt schrieb. Auf der Suche nach einem Zeichen, mit dem er in der Anschrift Benutzer und Computer (Domain) eindeutig voneinander trennen konnte, entschied er sich für das zur damaligen Zeit weitgehend ungenutzte @-Symbol auf seiner Tastatur. Damit legte er den Grundstock für eine Innovation, die die menschliche Kommunikation im Zeitalter der Computertechnik revolutionieren sollte. Billionenfach wird das @ seitdem tagtäglich benutzt, um Nachrichten in Minutenschnelle an Empfänger in aller Welt zu versenden.

In Deutschland wie in den meisten anderen europäischen Ländern war das Zeichen in den 1970er-Jahren weitgehend unbekannt. Lediglich amerikanische und englische Schreibmaschinen verfügten über eine entsprechende Tastenbelegung. Das warf die Frage nach Herkunft und ursprünglicher Bedeutung des »at«-Zeichens auf. Glaubt man den zahlreichen Sprachforschern, die sich seitdem auf Spurensuche begeben haben, hat der »Klammeraffe«, wie das @ im Deutschen bildmalerisch genannt wird, jahrhundertealte Wurzeln. Die könnten nach Meinung mittelalterlicher Handschriftenforscher bis

in die Schreibstuben der Mönche zurückreichen: Dort, so die These, sei aus dem lateinischen »ad« (zu, an) als vereinfachende und Platz sparende Ligatur das @ entstanden. Eine andere These verortet die Entstehung im Spanien des 16. Jahrhunderts, wo das Zeichen aus einer bei Kaufleuten gebräuchlichen Maßeinheit entstanden sein könnte. Denkbar wäre auch eine Verbindung zum französischen »à« – in der auch heute noch vertrauten Bedeutung: zwei Stunden à 50 Euro. Von dort ist es dann nur noch ein kleiner Schritt zum sogenannten »commercial a«, einem kaufmännischen Zeichen, das im England des 19. Jahrhunderts für Preisangaben benutzt wurde: 5 oranges @ 70 pences. Dazu würde passen, dass das @-Zeichen definitiv schon auf englischen Schreibmaschinen aus den 1880er-Jahren anzutreffen ist. Eine weitere Theorie verortet den Klammeraffen in der deutschen Gerichtsbarkeit des 18. Jahrhunderts. In Akten des Reichskammergerichts soll das Zeichen im Sinne von »contra« verwendet worden sein: Schmitz @ Schmitz.

Noch bis vor wenigen Jahren galt ein @ im Firmennamen als unzulässig, und entsprechende Einträge im Handelsregister wurden verweigert. Das hat sich inzwischen (seit 2013) geändert. Die Rechtsprechung hat dem gängigen Sonderzeichen auch bei Namensgebungen ihren Segen erteilt. Damit dürfte ein wichtiges Signal für die Zukunft erteilt sein: Denn das rührige @-Zeichen hat längst Gesellschaft bekommen – von einem »e« mit Greifarm, das für das »electronic e« in E-Mails und E-Books, E-Commerce und E-Learning steht.



Warum ändern sich Berufsbezeichnungen

ODER WAS MACHT EIGENTLICH
EIN »FACILITY-MANAGER«?

Ein altes Sprichwort sagt: »Wie du kommst, so wirst du auch empfangen.« Das bezog sich ursprünglich auf das äußere Erscheinungsbild eines Menschen. Aber auch auf der Visitenkarte oder bei der Stellenausschreibung kann für den sprachgewaltigen Schein eine Menge getan werden.

So wurde in den vergangenen Jahren so manches Berufsbild einem sprachlichen »Upgrading« unterzogen: Aus der Friseurin wurde eine Hairstylistin, obwohl Haarbürste, Schere und Lockenstab unverändert dieselben geblieben waren. Aus der Putzfrau wurde die Raumpflegerin, aus dem Bauern der Landwirt. Und Otto Müller, mit grauem Kittel und dicker Werkzeugtasche unschwer als Hausmeister auszumachen, legte fortan Wert darauf, als Gebäudemanager tituliert zu werden. Würde er sich auf die vollmundig als »Facility-Manager« ausgeschriebene Stelle bei einem internationalen Konzern bewerben, hätte er womöglich auch gute Chancen: Denn das Jobprofil ist unabhängig von den aufgehübschten Begrifflichkeiten unverändert geblieben.

Nein, es handelt sich bei solcherlei Sprachakrobatik nicht um einen Euphemismus. Denn ein solcher entstammt ja dem Bemühen, etwas in Worte zu kleiden, über das man unmit-

telbar nicht reden darf oder soll. Aber was wäre am Tun eines Hausmeisters so unaussprechlich? Hier handelt es sich um ein anderes Phänomen – um das der sozialen Aufwertung via Sprache. So ist in jüngster Zeit aus einem Filialleiter ein klingvoller »Salesmanager« geworden. Die Hilfe im Haushalt heißt »Housekeeper«. Und die abschätzig als Dirne betitelte Dame aus dem Halbweltmilieu wird bevorzugt als »Hostess« angepriesen. In all diesen Fällen hat sich am eigentlichen Berufsbild und an der Wertschätzung dafür nichts geändert: So weit reicht die soziale Aufwertung dann doch nicht.



Was bedeutet das Kürzel »cc«

UND WARUM HOLTE MAN SICH FRÜHER
SCHWARZE FINGER DABEI?

Zu den großen Vorzügen digitaler Kommunikation gehört die Möglichkeit, mit einer einzigen Mail einen großen Kreis von Freunden, Mitarbeitern oder Kollegen gleichzeitig zu kontaktieren. Vor langer, langer Zeit, als Briefe noch physikalisch verschickt und zuvor von Hand oder auf einer Schreibmaschine geschrieben werden mussten, bedurfte es dazu des sogenannten Durchschlag- oder Kohlepapiers, das zwischen die

einzelnen Briefbögen gelegt werden musste. Heute genügt es, das Empfängerfeld mit mehreren Mailadressen zu bestücken oder neben den eigentlichen Empfänger weitere »Mitleser« in Kopie (cc) oder Blindkopie (bcc) zu setzen. Was in der konkreten Ausführung Lichtjahre voneinander entfernt scheint, rückt in der sprachlichen Bezeichnung wieder eng zusammen: Denn »cc« steht für »carbon copy«, »bcc« für »blind carbon copy« und schlägt damit unmittelbar eine Brücke zurück zu den guten alten Kohlepapier-Kopien.

Während dort auf eventuelle weitere Empfänger explizit mit einem Vermerk, meist unterhalb der Unterschrift, hinzuweisen war, sind die Mailoptionen deutlich einfacher und ermöglichen diplomatisch-strategische Unterschiede: Denn während mehrere Empfänger als Adressaten erkennbar »auf Augenhöhe« miteinander stehen, ist der »cc«-Adressat nur ein Mailempfänger zweiter Ordnung, der lediglich »zur gefälligen Kenntnisnahme« oder »zur Beachtung« in die Kommunikation eingebunden wird, ohne unmittelbar involviert zu sein. Besondere Optionen beinhaltet eine Blindkopie: Bei einer Rundmail bleiben der Verteiler und die einzelnen Mailadressen (auch aus Datenschutzgründen) verdeckt. Im Einzelfall angewendet, geht es eindeutig darum, dass der Adressat der Mail nicht wissen soll, wer zusätzlich über die Mailkorrespondenz informiert wird.



Wer hat das »Fräulein« zu Grabe getragen

UND WARUM WIRD ES TROTZDEM
HARTNÄCKIG AM LEBEN GEHALTEN?

In Berlin heißt eine Eisdiele »Fräulein Frost«. Am Zeitschriftenkiosk liegt neben »Madame« und »Femme« auch ein »Fräulein«. Und in der deutschen Musikszene hat »Fräulein Plastique« sich in den vergangenen Jahren einen Namen gemacht. In allen drei Beispielen kommt uns das »Fräulein« ebenso spielerisch-augenzwinkernd entgegen wie Großmutter alter Hut, mit dem wir uns neckisch zur Party schmücken, oder wie das Spitzendeckchen vom Flohmarkt auf unserem Designertisch.

Denn als offizielle Anrede für die unverheiratete Frau hat das Wort längst ausgedient. Im Januar 1972 schon unterband der damalige Bundesinnenminister Hans-Dietrich Genscher die Verwendung des Wortes im »behördlichen Sprachgebrauch« und zog damit einen Schlussstrich unter eine Entwicklung, die das »Fräulein« aus den adligen Höhen des 19. Jahrhunderts in die Niederungen der Berufstätigkeit (das Fräulein Lehrerin oder das Fräulein vom Amt) hin zur förmlichen Anrede für nicht verheiratete Frauen geführt hatte. Dagegen formierte sich im 20. Jahrhundert zunehmend Widerstand: Weder sei eine junge Frau ein »Neutrum« noch werde sie erst dann »vollwertige« und »erwachsene« Frau, wenn sie in den Stand

der Ehe eingetreten sei, monierten keineswegs nur kämpferische Feministinnen.

In einigen sprachlichen Randbezirken hat sich die veraltete Anredeform bis heute gehalten: Im Café am Sonntagnachmittag mit überwiegend älterem Publikum steht das »Fräulein« immer noch hoch im Kurs. Und auch die Schauspielerin Iris Berben hat vor einigen Jahren den Versuch einer Ehrenrettung unternommen: In einem Interview gestand sie ein, dass sie sich gern als »Fräulein« bezeichnet sähe, weil sich damit auch die Vorstellung von ungebrochener Jugendlichkeit verbinde. Mit dieser Auffassung steht sie allerdings auf ziemlich verlorenem Posten.



Was sind Füllwörter

UND WARUM SOLLTE MAN SIE LIEBER
SAGEN ALS SCHREIBEN?

Sind Sie ein Füllwörter-Typ? Im Internet gibt es inzwischen zahlreiche Möglichkeiten zu prüfen, ob Texte unnötig aufgebläht sind mit Wörtern, die nur geringe bis gar keine Aussagekraft haben. Denn wenn man sich sozusagen in quasi jeder Lebenslage – nach dem Motto: »Lieber ein bisschen mehr als

ein bisschen zu wenig!« – aus dem Füllhorn der Füllwörter zu bedienen pflegt, macht das einen geschriebenen Text zu einem wabernden Wortbrei und jeden Vortrag zu einer Zumutung für alle Zuhörer.

Am ehesten noch sind Füllwörter in der gesprochenen Sprache angebracht. Und hier können sie durchaus einen Sinn ergeben, indem sie dazu beitragen, gleichsam »zwischen den Zeilen« eine Botschaft zu vermitteln, eine Aussage freundlicher, höflicher, verbindlicher klingen oder, umgekehrt, auch einen mahnenden, drohenden, skeptischen Unterton einfließen zu lassen: Zwischen »Das hab ich dir gesagt« und »Das hab ich dir doch schon gesagt« liegen erhebliche Bedeutungsnuancen.

Im geschriebenen Text haben so beliebte Wendungen wie »im Prinzip«, »offensichtlich«, »letztendlich« oder »selbstredend« dagegen nichts zu suchen. Hier signalisieren sie fehlende gedankliche Klarheit und sprachliche Ungenauigkeit.

Bemerkenswert ist, dass einzelne Füllwörter Moden unterliegen: »des ungeachtet«, »alldieweil« oder »gleichwohl« sind heute aus der Füllwörter-Favoritenliste nahezu verschwunden. Andere dagegen scheinen geradezu zeitlos: In der Liste, die Johann Wolfgang von Goethe 1817 zur Warnung seiner Dichter-Kollegen vor unnötigem Wortgeklingel herausgab, finden sich Wörter wie »ohne Zweifel«, »einigermaßen«, »halt«, »ziemlich« oder »schon«, die auch heute noch hoch im Kurs stehen. Goethes Liste kann daher auch zeitgenössischen Autoren nur wärmstens ans Herz gelegt werden.



Ist die Bezeichnung »Gästin« korrekt

UND WAS HAT SIE MIT DEN BRÜDERN
GRIMM ZU TUN?

Längst hat die weibliche Emanzipation auch in die Märchenwelt Einzug gehalten – sprachlich zumindest. In der Geschichte von Ingo Siegner über den »kleinen Drachen Kokosnuss«, der in die Schule kommt, begegnen uns neben vielen kleinen Drachenjungen auch »Drachinnen«. Sie lenken unsere Aufmerksamkeit auf eine spannende Sprachfrage, die die korrekte Bildung des weiblichen Pendants zu einem männlichen Wesen betrifft. Das ist einfach, solange wir uns mit dem üblichen Anhängen eines -in behelfen können. So wird aus dem Zuhörer die Zuhörerin und aus dem Kunden die Kundin. Dass das auch im Fall der Friseurin und der Masseurin gilt, hat uns zu einem gewissen Umdenken gezwungen, lagen uns doch lange die Wörter Friseurin und Masseuse auf der Zunge. Solcherlei französisierende Verweiblichung lässt sich hierzulande inzwischen allerdings nur noch die Souffleuse gefallen. Interessant ist der Fall der Spezialisten für die Zubereitung von köstlichem Kaffee. Ob es ein Mann oder eine Frau ist, entscheidet hier allein der Artikel – der oder die Barista.

Wie aber sprechen wir von einem weiblichen Gast? Auch hier die übliche »-in«-Form zu wählen und sich über eine »Gästin« zu freuen, wird von allerhöchster Sprachwahrerinstanz

als korrekt bezeichnet. Im allgemeinen Sprachgebrauch aber irritiert diese Form. Dabei ist sie keineswegs weiblicher Sprachemanzipation geschuldet – ganz im Gegenteil: Gästin gehört zu den weiblichen Formen, die – wie auch die »Engelin« oder die »Geistin« – bereits im Wörterbuch von Jacob und Wilhelm Grimm aufgeführt und mit zahlreichen Belegstellen unterfüttert wurden. Auf dem Weg vom späten 19. ins 21. Jahrhundert war sie aus der Alltagssprache verschwunden: Umso erfreulicher, dass sie jetzt wiederentdeckt wurde und ihren Sprachplatz wiedererobert.



Wie löst die deutsche Sprache die Genderfrage

ODER KENNEN SIE »SUS«?

Sprache kann zuweilen ausgesprochen politisch sein. Wenig andere Themen haben das in den zurückliegenden Jahrzehnten so eindrucksvoll bewiesen wie das Ringen um eine sogenannte »geschlechtergerechte Sprache«. Als die Feministinnen in den 1970er-Jahren ihr gesellschaftliches Umfeld im Hinblick auf die Benachteiligung von Frauen durchforsteten,

entdeckten sie schnell die Sprache als Tummelplatz männlicher Allpräsenz. Es könne doch nicht angehen, so ihre Argumentation, dass immer nur von Schülern und Lehrern, von Kollegen und Kunden, von Mitarbeitern und Bürgern die Rede sei, wenn mindestens fünfzig Prozent der so Titulierten weiblichen Geschlechts seien.

Das Ergebnis der in der Folge mit leidenschaftlichem Engagement von der einen, mit Unverständnis, Ablehnung, zuweilen auch spitzfindiger Häme von der anderen Seite geführten Auseinandersetzung ist: SuS! Die Abkürzung steht in diesem Fall für »Schülerinnen und Schüler«. Nach gleichem Muster sprechen wir heute ganz selbstverständlich von »Lehrerinnen und Lehrern«, »Bürgerinnen und Bürgern«, »Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern«, »Kollegen und Kolleginnen«. Gleichstellung der Geschlechter durch sprachliches Sichtbar machen heißt das zugrunde liegende Prinzip.

Ein zweites Prinzip ist das der Neutralisierung. Da gibt es eben keine »Studentinnen und Studenten« mehr, sondern nur noch »Studierende«, keine weiblichen oder männlichen Geschäftsführer, sondern nur noch eine »Geschäftsführung«.

Keine Frage, dass über die Sprach- auch die politische Debatte ein gutes Stück vorangebracht worden ist. Keine Frage aber auch, dass zumindest die sprachlichen Ergebnisse für Frauen und Männer, die sich als Ästhetiker verstehen, größtenteils ausgesprochen unbefriedigend sind. »Frau« kann eben nicht alles haben!



Warum heißen immer mehr Mütter »Mama«

UND WESHALB TRIFFT MAN SIE IMMER
HÄUFIGER IN DER ÖFFENTLICHKEIT?

Vielleicht wird in nicht allzu ferner Zeit der »Muttertag« zum »Mamatag« umbenannt. Denn in jüngster Zeit mutieren die »Mütter« im öffentlichen Sprachgebrauch immer häufiger zu »Mamas«. »Welcher Mutter-Typ ist Ihre Mama?«, fragt da ein Frauenmagazin. Ein Internetportal bietet »Geburtstagsprüche für die Mama« an, und eine öffentlich-rechtliche Musiksendung gratuliert zu bester Fernsehzeit allen »Mamas« zum »Muttertag«. Grundsätzlich ist gegen eine »Mama« ja überhaupt nichts einzuwenden, wenn das Wort im familiären Umfeld als Anrede benutzt wird. Als offizielle Verwandtschaftsbezeichnung jedoch gilt offiziell immer noch das Wort »Mutter«.

Innerhalb der familiären Anreden hat es im Lauf der Jahrhunderte zahlreiche Entwicklungen gegeben, die auch ein Stück Gesellschaftsgeschichte widerspiegeln. Weit weg sind gottlob jene Zeiten, in denen Kinder ihre Eltern noch siezten und mit »Frau Mutter« und »Herr Vater« ansprachen. In der 68er-Generation galt die Anrede mit dem Vornamen als Ausdruck antiautoritärer Kumpelhaftigkeit zwischen den Generationen. »Mutti« und »Vati«, im Osten, aber auch in Norddeutschland eine Zeitlang beliebt, haben den Rückzug

angetreten. Heute liegt die »Mama« voll im Trend, ausgesprochen allerdings nicht mehr wie zu Thomas Manns gutbürgerlichen Zeiten mit Betonung auf der zweiten, sondern analog zur kleinkindhaften Wortbildung auf der ersten Silbe. In dieser Form schwappt die Anrede jetzt in den allgemeinen Sprachgebrauch über.



In jedem Fall haben die »Mamas« etwas süßlich Verniedlichendes, das weit entfernt scheint von dem Bild der starken »Müttergeneration« vergangener Jahrzehnte. Ob all die Powermütter, die heute souverän Familie und Job stemmen, sich mit einer solchen Bezeichnung wirklich wohlfühlen, sei dahingestellt.



Woher kommt der Ausdruck »o. k.«

UND WIESO IST ER NICHT STEIGERBAR?

Wenn die Legende stimmt, dann haben nicht nur die Vereinigten Staaten dem deutschen General von Steuben die Steubenparade zu verdanken. Die Welt hätte ihm auch einen Begriff zu verdanken, der als das am häufigsten gebrauchte Wort überhaupt gilt, obwohl wohl nur die wenigsten wissen, was genau es bedeutet und woher es kommt.

Schauen wir also auf den General: Friedrich Wilhelm von Steuben, 1730 in Magdeburg zur Welt gekommen, war ein hoch dekoriertes preußisches Offizier, der durch Vermittlung des damaligen amerikanischen Botschafters in Paris, Benjamin Franklin, 1777 in die USA kam und dort eine zweite militärische Karriere in Angriff nahm. Er wurde General der Kontinentalarmee, war Generalstabschef unter George Washington und gilt bis heute als Held – und militärischer Architekt – des amerikanischen Unabhängigkeitskrieges. Als 1957, 160 Jahre nach von Steubens Tod, deutschstämmige Amerikaner in Erinnerung an die Festumzugstraditionen ihrer Heimat in New York eine Parade ins Leben riefen, widmeten sie diese dem großen deutschen General, der so tief mit der Geschichte der USA verbunden war. Heute ist die alljährliche Steubenparade eines der größten Events im amerikanisch-deutschen Festkalender, das an prominentem Ort, mitten auf der Fifth Avenue stattfindet.

So weit die Historie. Die Legende weiß nun zu berichten, dass von Steuben zwar ein militärischer Kosmopolit, aber dennoch im Umgang mit fremden Sprachen, insbesondere mit dem Englischen, eher ungelentk war. Wenn er Dokumente, Briefe, Aufzeichnungen an seine Mitarbeiter freizugeben hatte, signierte er sie mit einem Kürzel, das aussagen sollte, dass »alles in Ordnung«, »all correct« sei. Da er aber mit der amerikanischen Schreibweise nicht vertraut war, schrieb er, was er hörte. So wurde aus »all correct« »oll korrekt« und daraus »o. k.«.

Der Ausdruck »o. k.« ist heute in zahllosen Sprachen der Welt, zumindest im umgangssprachlichen Bereich, beheimatet – und zwar sowohl in der abgekürzten als auch in der daraus hergeleiteten ausgeschriebenen Version »okay«. Und wer es nicht sprechen kann oder will, der zeigt seine Zustimmung mit einem aus Daumen und Zeigefinger gebildeten Kreis.

Über die charmante Steuben-Legende hinaus existieren zahlreiche andere Geschichten, die die Entstehung der Abkürzung zu erklären versuchen, wie beispielsweise die Herleitung über den Spitznamen des amerikanischen Präsidenten Martin Van Buren, »Old Kinderhook«, der mit OK abgekürzt wurde. Historisch belegt ist die schriftliche Verwendung der Abkürzung für das späte 18. bzw. frühe 19. Jahrhundert.

»Okay« kann heute vieles sein – eine Person (du bist o. k. für mich), eine Sache (das Buch ist okay), auch ein Sachverhalt (Es ist o. k., wenn du jetzt nach Hause gehst. Oder: Das muss noch besser werden, um wirtschaftlich okay zu sein). Was aber nicht richtig ist, ist die Beugung von »okay«: »Das war ein okayer Tag« ist nicht o. k. Zu den Besonderheiten im Gebrauch des Wortes gehört außerdem, dass es zwar substantivisch eingesetzt werden kann (sein Okay geben), aber keine Steigerungsmöglichkeiten bietet: Mehr als »in Ordnung« geht nun mal nicht.